

Zur Interpretation von Ergebnissen in der mikrosoziologischen und sozialpsychologischen Wissenschaftsforschung

Lüdtke, Karlheinz; Schulze, Annedore

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lüdtke, K., & Schulze, A. (1995). Zur Interpretation von Ergebnissen in der mikrosoziologischen und sozialpsychologischen Wissenschaftsforschung. *Journal für Psychologie*, 3(3), 76-89. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29606>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Zur Interpretation von Ergebnissen in der mikrosoziologischen und sozialpsychologischen Wissenschaftsforschung

Karlheinz Lüdtke und Annedore Schulze

Zusammenfassung: Konstruktivistische und ethnomethodologische Konzepte in der Wissenschaftssoziologie stellen die Forschungs- und Überzeugungspraktiken der Wissenschaftler in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Die Autoren knüpfen an Diskussionen zu diesen Konzepten an und konzentrieren sich im weiteren auf Prozesse der Kommunikation zwischen Beobachtern und Beobachteten, auf Prozesse, die sie in einen Zusammenhang mit dem Inhalt der gewonnenen Daten und deren Interpretation stellen. Ihren Beitrag sehen die Verfasser vor allem darin, die Kommunikation als Prozeß reflexiver Koorientierung zu konzipieren, um Perspektivenwechsel und Perspektivenerweiterung auf beiden Seiten anzuregen.

I. Einleitung

Mit der in den 70er Jahren einsetzenden Hinwendung der Wissenschaftsforschung zu den Vorgängen in Laboratorien und Forschungsgruppen, auf die sich vor allem mikrosoziologische Ansätze der Ethnomethodologie bzw. die sogenannten „Laborstudien“ beziehen, sind Fragen aufgekomen, die uns schon in gewisser Hinsicht aus der Geschichte der Quantenphysik vertraut sind: Die Vorstellung der klassischen Physik war, daß Meßmethoden jederzeit reproduzierbar seien und daß dies mit der Reproduzierbarkeit der durch physikalische Gesetze beschriebenen Erscheinungen im Einklang stehe. Die quantenmechanische Messung zeigte jedoch, daß der Meßvorgang selbst das gemessene Ereignis veränderte. Aufzeichnung und Verstärkung der Effekte durch Meßgeräte erwiesen sich so als irreversibel (vgl. Heisenberg 1969, 163-173). Das bedeutet, daß die Eigenschaften eines Systems keine vom Untersucherzugriff unabhängigen Entitäten sind. Mit einer solchen Situation sind auch Wissenschaftsforscher konfrontiert, wenn sie sich dorthin wenden, wo die Produktion wissenschaftlicher Fakten anläuft und neue Laborphänomene erzeugt werden. Um diesen Prozessen in direkter Beobachtung nachzugehen, müssen sie in

die Laboratorien und Forschergruppen eindringen und sich Methoden qualitativ-empirischer Feldforschung bedienen. Aber damit begeben sie sich in eine Beziehung zum Untersuchungsgegenstand, die sich aus ihren Beobachtungsbefunden wie aus deren Interpretationen nicht eliminieren läßt. Hier kann sich das Beobachtungsobjekt aus seinen Vorgehensweisen nicht ausschalten. Die herkömmlichen quantitativen Methoden der Sozialforschung weisen dem Anwender die Rolle eines externen Beobachters zu, eine Rolle, die er dann auch sich selbst gegenüber einnehmen soll, wenn er den Vorgang beschreibt, wie er zu seinem Wissen gekommen ist (vgl. Mittelstraß 1974, 121). Aus diesem Vorgang nimmt er sich heraus, weil nach herkömmlichem Verständnis Wissensfortschritte mit der Annäherung an eine wechselwirkungsfreie Zuordnung von Beobachtungsmethoden zum Beobachtungsobjekt einhergehen. Dieses Verständnis läßt sich nun, wenn er zu Beobachtungszwecken in die Mikroprozesse der Wissenschaft eindringt, nicht mehr beibehalten: Was er vom Beobachteten zu verstehen meint, ist nicht davon separierbar, wie die Beobachteten selber ihre Situation verstehen. Und seine Rolle als Beobachter läßt sich nicht von Rollen trennen, die ihm seitens der Beobachtungskultur zugeschrieben werden, gemäß de-

nen sich die Beobachteten ihm gegenüber verhalten.

II. Zum Verhältnis zwischen qualitativen und quantitativen Methoden

Die Frage, wie das Verhältnis zwischen quantitativen und qualitativen Methoden zu bestimmen ist, bietet immer noch Stoff für Auseinandersetzungen, hinter denen Gegensätze in sozialtheoretischen Grundauffassungen stehen, die schon eine sehr lange Geschichte haben (vgl. Flick et al. 1991; Riedl 1982, 212, 314). Die Diskussionen sind noch nicht abgeschlossen, die eine Interdependenz quantitativer und qualitativer Methoden begründen sollen (vgl. Wilson 1982, 488 ff.; Gieryn 1982; Esser 1989, 73), um so jenen Streit gegenstandslos zu machen, der sich als Gegeneinander von normativem und interpretativem Paradigma der Sozialforschung ausmachen läßt (vgl. Law & French 1974). In der Wissenschaftssoziologie orientiert das normative Paradigma den Untersucher darauf, Forschungsprozesse „von außen“ zu betrachten und um „objektiver“ Ergebnisse willen von der Person des Forschers und der spezifischen Situation, in der Forschungsergebnisse gewonnen werden, zu abstrahieren. Analysen hingegen, die dem interpretativen Paradigma folgen, behandeln ihr Objekt als „interpretativen Prozeß“. Vorausgesetzt wird, daß die zu analysierenden Situationen nicht von den in Interaktionsprozessen der Handelnden erzeugten Wirklichkeitskonzepten zu trennen sind, die sich der Untersucher aneignen muß, um die beobachteten Situationen zu verstehen. Es geht nicht um Messungen, sondern um Ereignisinterpretationen, an denen die Interpretationen, die die Beobachteten in ihren Interaktionen „verhandeln“, Anteil haben. Um ihnen nachzugehen, bedarf es der Teilhabe des Soziologen an diesem Prozeß. Zu den Beobachteten muß eine Beziehung gefunden werden, die sich wesentlich von einer solchen unterscheidet, in die der Untersucher mit vorgefaßten Erwartungen und Fragen eintritt, die Elemente einer Standardmethode sind, welche oftmals auch die Reaktionsmöglichkeiten festlegt, zwischen denen sich die Beobachteten zu entscheiden haben. Sie werden in ihren Verhaltensmöglichkeiten eingeschränkt. Die-

ses Vorgehen gleicht einem Verhör, in dem nur die vom Vernehmungsrichter gestellten Fragen Gegenstand der Kommunikation sind. Das sind allein Fragen, deren Rechtfertigung aus der Bezüglichkeit des Verhaltens des Vernommenen auf Paragraphen von Rechtsvorschriften als der Vorgabe des ganzen Verfahrens hergeleitet wird.¹ Die interpretative Soziologie bevorzugt hingegen ein Vorgehen, das eher einer Verhandlung von Partnern mit gleichen Rechten ähnelt, in der auf Consens hingearbeitet wird (vgl. Mertens 1975).

Mit dem Bewußtwerden der hermeneutischen Problemsituation auch bei der Erforschung naturwissenschaftlicher Wissensentwicklungen ist es in der Wissenschaftsforschung zu einer Umorientierung in der Methodik gekommen, die an Methodikdiskussionen auch anderer Sozialwissenschaften anschließt (Textwissenschaften, Psychologie, Ethnologie u. a.).² Während früher „qualitative“ (auch als „sensitiv“, „interpretativ“, „partizipativ“ oder „reaktiv“ umschriebene) Methoden nur den Sinn zu haben schienen, die Anwendung „quantitativer“ Verfahren zu ergänzen oder vorzubereiten und deshalb als „weniger wissenschaftlich“ galten³, hat sich nunmehr die Prioritätenfolge beinahe umgekehrt.⁴ Es sind Methoden qualitativ-empirischer Feldforschung weiterentwickelt worden, die für Untersuchungen der Prozesse in Laboratorien und Forschungsgruppen eingesetzt werden. Diese Entwicklung führte zugleich zu einer Problematisierung des Einsatzes quantitativer Verfahren (zum Beispiel Verfahren der Szientometrie oder der Bibliometrie⁵), deren Anwendung auf die Bedingungen hin, die sie rechtfertigen, genauer bedacht wird (vgl. Soeffner 1979).

Nach Geertz neigt eine an herkömmlichen quantitativen Methoden orientierte Sozialforschung dazu, den Schwerpunkt der Betrachtungen auf „zeitlose strukturelle Bilder“, auf ausgewogene Systeme, soziale Homöostase, auf „wohlintegrierte“ Gemeinschaften mit stabilem Gleichgewicht zu verlegen, einhergehend mit einer „tendenziellen Überbewertung der funktionalen Aspekte“ (der Normen, Sitten, Gebräuche) einer Gemeinschaft (Geertz 1987, 96 f.). Nun ist aber für Prozesse, in denen ganz neues Wissen entsteht und die die Tradierung gewohnter Arbeitsmittel unterbrechen, gerade die Desorganisation überkom-

mener und die Entwicklung neuer Gemeinschaftsstrukturen besonders charakteristisch, Strukturen, die sich nicht „von außen“ erschließen und beurteilen lassen. Zugänglich sind sie nur, wenn man am Leben der entsprechenden Gruppen teilnimmt.

III. Wie sich soziologisches Verständnis des Beobachters zu seinem Verständnis des Selbstverständnisses der Beobachteten verhält

Bei radikaler Auslegung des interpretativen Paradigmas scheint es darum zu gehen, daß der Wissenschaftsforscher völlig in die Welt einer Forschergemeinschaft eintaucht, eine neue Sozialisationsgeschichte als Biologe, Chemiker oder als Mitglied einer anderen Disziplin durchläuft und jeden eigenen Anspruch auf theoretische Erklärung der Phänomene aufgibt. Dies wäre der bloße Gegensatz zu einer Haltung, den Phänomenen eine vorgefaßte Theorie einfach aufzuzwingen. Auf den ersten Blick scheint es etwas für sich zu haben, ohne konzeptionellen „Ballast“ in die Laboratorien zu gehen, um – im vermeintlichen Interesse einer vorurteilsfreien, objektiven Erfassung des Geschehens – so nahe wie möglich an das Verhalten der Beobachtungskultur heranzukommen. Das so gewonnene Verständnis des Untersuchers würde das Referenzsystem der observierten Forschungsgruppe nicht überschreiten. Aber wenn über die Kategorien der Selbstbeschreibung der Beobachtungskultur nicht hinausgegangen wird, kann das Wahrgenommene nur in dem Rahmen verstanden werden, in dem die Beobachteten ihre Situation wahrnehmen (wie Physiker, Virologen oder Wissenschaftler anderer Gebiete ihre Forschungssituation verstehen). Man würde „Forschung“ so denken, wie Forscher sie denken. Was die Forscher während des Prozesses der Faktenproduktion denken, wie sie zu ihren Forschungsergebnissen und Entdeckungen gekommen sind, gilt dann als die eigentliche Interpretationsressource des Soziologen. Das Verständnis des Handelns und der sozialen Strukturen des Handelns soll allein nach Kategorien und Regeln erfolgen, die sich innerhalb der Beobachtungskultur freilegen lassen (vgl. Weingarten & Sack 1976). Aber dann kann auch nichts zu einem

theoretischen wissenschaftssoziologischen Diskurs beige-steuert werden.

Durch teilnehmende Beobachtung „näher“ an „Realität“ herankommen zu wollen, ist ein Widerspruch in sich selbst, weil ein solches Vorhaben eben durch Teilnahme im Feld zu Fall gebracht wird: Die Interaktion von Beobachter und Beobachteten verändert auch den Kontext der Beobachtung.⁶ Die Untersuchungssituation erinnert an das Bohrsche Komplementaritätsprinzip, das seinem Schöpfer zufolge nicht nur in der Physik, sondern auf allen Gebieten waltet, beispielsweise auch in der Geschichtswissenschaft: Beim Studium einer anderen Kultur wird etwas vom Studierenden in sie hineingetragen, und vice versa wird der Studierende von dieser Kultur gleichsam infiziert (Bohr 1985, 24-30).

Geertz fragt im Hinblick auf ethnologische Untersuchungen: „Wie muß man sie im jeweiligen Fall einsetzen, um eine Deutung der Lebensweise eines Volkes zu gewinnen, die weder in dem geistigen Horizont der Betroffenen eingesperrt bleibt – eine Ethnographie der Hexerei, geschrieben von einem Hexer –, noch der charakteristischen Färbung dieser Lebensform gegenüber systematisch taub und blind bleibt – eine Ethnographie der Hexerei, geschrieben von einem Geometer? Wenn man die Sache von dieser Seite aus betrachtet – wie eine ethnologische Untersuchung durchgeführt und in welchem Rahmen ihre Ergebnisse dargestellt werden sollen, und nicht, welche psychischen Voraussetzungen Ethnologen aufweisen sollten [z. B. Einfühlungsvermögen] –, schwindet das Geheimnis um das ‚Sehen aus der Perspektive des Eingeborenen‘“ (Geertz 1987, 291 f.).

Man meint oftmals, daß das Problem darin bestehe, daß geklärt werden müsse, ob und wie es dem Sozialforscher in der konkreten Interaktion gelingen könne, die Relevanzsysteme der zu untersuchenden Situation mit denen der zugrundeliegenden wissenschaftlichen Theorie des Sozialforschers so zu verbinden, daß weder die Situation gestört noch auf den wissenschaftlichen Anspruch verzichtet werden müsse. Doch wenn die „eigene Teilnahme“ der Forscher, „ihr Engagement ... eine der Voraussetzungen für ein Verständnis der Probleme“ ist, „die sie als Wissenschaftler zu lösen haben“ (Elias 1987, 30), dann kann u. E. eine solche Störfreiheit gar nicht einge-

fordert werden. „... während man, um die Struktur eines Moleküls zu verstehen, nicht zu wissen braucht, wie man sich als eines seiner Atome fühlt, ist es für das Verständnis der Funktionsweise menschlicher Gruppen unerlässlich, auch als Insider zu wissen, wie Menschen ihre eigene und andere Gruppen erfahren; und man kann es nicht wissen ohne aktive Beteiligung und Engagement“, wie Elias ausführt (ebda.). Von einem Dilemma von Engagement und (von der für Beobachtung und Prüfbarkeit nötigen) Distanz zu reden, das sich aus der teilnehmenden Beobachtung selbst ergeben würde, dessen Lösung in einem Balanceakt bestehe, mit dem in jeder Untersuchung wieder neu zwischen beiden Seiten zu vermitteln sei oder vertretbare Kompromisse eingegangen werden müßten⁷, vertritt u. E. doch einen objektivistischen Standpunkt, demzufolge die Wirklichkeit „als solche“ zu erfassen bzw. etwas davon gegen die Einflüsse des Beobachterwirkens zu retten sei. Bei konsequentem Verzicht auf diesen Standpunkt kann es gar nicht beunruhigen, daß seitens des Beobachters eine andere Geschichte erzählt wird, als es die ist, die die beobachteten Forscher wiedergeben, eine Geschichte in der Erzählweise eines Soziologen. Daß sie sich nicht mit den Geschichten der Forscher deckt, die sie sich untereinander erzählen, macht sie nicht zwangsläufig irrelevant. Die Beschreibungen der Forscher haben keine bevorzugte Entsprechung in einer autonomen natürlichen Realität. Es sind, weil ganz verschiedene Fragen gestellt werden können, auch mehrere Beschreibungen möglich, die sich nicht aufeinander reduzieren lassen (vgl. Prigogine 1977, 27).

Und wir müssen davon ausgehen, daß sich die Bedingungen der Beobachtung im Verlaufe einer längeren sozialwissenschaftlichen Untersuchung mehr oder weniger tiefgreifend verändern: Mit dem Wandel von Strukturen sozialer Interaktion wandelt sich auch das, was die Beobachteten in die Verhandlungen mit dem Beobachter „einbringen“ und was in den strukturellen Bezugsrahmen der folgenden Verhandlungen eingeht sowie das bestimmt, wonach der Untersucher die je verschiedenen „Ereignisinterpretationen“ miteinander vernetzt.

Die Bedeutung, die die Entwicklung von interpersonellen Strukturen der Forscher für

die Veränderung von Beobachtungsbedingungen und -möglichkeiten haben muß, läßt sich anhand von Studien plausibel machen, die Beispiele der Entwicklung neuen wissenschaftlichen Wissens als Prozesse der Entstehung und Entwicklung neuer Forschergemeinschaften beschreiben (vgl. Lütke 1987, 215-244; Schulze & Kahlow 1993). Im Sinne des sozialkonstruktivistischen Ansatzes (vgl. Berger & Luckmann 1970) ist ein solcher Prozeß als Vorgang verständlich, in dem die Akteure in ihrem Zusammenwirken eine soziale Struktur erzeugen, die schließlich als „objektive“ Struktur erfahren wird. Das Resultat der Interaktionen wird sozusagen in eine externe, subjektvorgängige Voraussetzung der Interaktionen verwandelt, so daß sich die Beteiligten als autonome Subjekte verstehen können, die objektiv bewertbare Ziele verfolgen und im Vollzug objektivierter Tätigkeiten zu kontextfrei gültigem Wissen gelangen. Die Interaktionen stellen sich nun als Vorgänge dar, die nach Maßgabe von Standards, textsprachlich explizierten Regeln des Handelns und Interpretierens, nach Maßgabe festgelegter Parameter zu untersuchender Substanzen reguliert werden. Partnerhandlungen und deren Resultate werden für die Akteure vorhersehbar und nachvollziehbar, weil gegründet auf ein allgemein akzeptiertes Wissen.

In früheren Phasen ist es hingegen noch durchschaubar, daß Wissen in Interaktionsprozessen konstituiert, daß es mit der Reflexion der Interaktionsereignisse gebildet wird. Dem Akteur vermittelt sich der Sinn seiner Erfahrungen noch direkt über Partnerkommentierungen. In zunächst schwach strukturierten Netzwerken, die sich – Fallstudien zufolge (vgl. Lütke 1994) – zwischen Forschern auch ganz verschiedener Disziplinen und Spezialgebiete ausbreiten können, gewinnen die Beteiligten nur eine Menge verschiedener Versionen dessen, was der Sinn ihrer Forschungsanstrengungen ist. Diese Menge reduziert sich schon mit der Konzentration von Beziehungen um eine wissenschaftliche Autoritätsperson, sie schafft einen gefestigten lokalen Interpretationskontext, der heteronome Orientierungen, die bei nichtregulierter Partnerwahl eintreten, nicht mehr in dem Umfange zuläßt wie zuvor. Wenn nun Interaktionsereignisse memoriert, in Gesprächen vergegenwärtigt werden, reproduzieren sich

darüber stabile Interaktionsstrukturen, woraus ein gegenüber dem aktuellen Sinn der Interaktionen „sekundärer Sinnzusammenhang“ (Bergmann 1985, 304 f., 306) resultiert bzw. ein Wissen, das qualitativ verschieden ist von den individuellen Fertigkeiten und Erfahrungen der Interagierenden und so geeignet ist, deren Zusammenwirken einheitlich zu orientieren.

Wenn sich nun aber – unter dem Druck der Vergrößerung und Differenzierung des Netzwerkes – das allgemeine Wissen von der Bezugsperson ablöst und „versachlicht“, zum „objektiven“ Wissen wird, läßt sich der Interaktionsprozeß als Prozeß der Wissenserzeugung nicht mehr erkennen. Angenommen, ein Sozialforscher vermochte es, einen solchen Entwicklungsprozeß beobachtend zu begleiten, dann war er an einem Vorgang beteiligt, der die Bedingungen für seine Beobachtung erzeugt und umgeformt, der die Relation zwischen teilnehmender und distanzierter Beobachtung verändert hat. Und mit dem Wandel der Strukturen sozialer Interaktion hat sich auch der Kontext seiner Beobachtungen umgebildet. Weil Sozialforschung selber ein sozialer Prozeß ist, kann deren Vollzug von jenen Wandlungen nicht abgekoppelt sein. Der Beobachter „verhandelt“ nicht einfach mit der untersuchten Gruppe als solcher, sondern mit Mitgliedern derselben, und seine „Ereignisinterpretationen“ differieren je nach Verhandlungspartner. Das verdeutlicht, daß im Falle eines nur schwach geordneten Netzwerkes außerhalb und zwischen Institutionen eine rekonstruktive Beschreibung des Ganzen gar nicht möglich ist. Es gibt keinen Standort, von dem aus sich das Netzwerk insgesamt erfassen ließe. Was er von verschiedenen am Netzwerk beteiligten Personen erfährt, läßt sich nicht in einen Zusammenhang von Beziehungen stellen, wenn eine Struktur sozialer Interaktion, vor deren Hintergrund ein solcher Zusammenhang hergestellt werden könnte, noch gar nicht ausgebildet ist. Die Nähe, die er zu seinen Verhandlungspartnern hat, bleibt dominant, weil erst eine ausgebildete Struktur der Interaktionen einen Standpunkt für eine distanzierte Beobachtung (für eine Distanzierung von den je individuellen Versionen der Partner und dem aktuellen Sinn, die sie den Befunden des Beobachters geben) hergibt.

Das Verhältnis zwischen Nähe und Distanz verändert sich natürlich auch deshalb, weil der Beobachtungsprozeß selber eine Entwicklung durchmacht. In der Anfangsphase der Beobachtung wird er die je verschiedenen Interpretationen, die er von den verschiedenen Gruppenmitgliedern erfährt, schon deshalb nicht aufeinander beziehen können, weil ihm das Gruppengeschehen und die soziale Ordnung der Gruppe noch ganz fremd sind. Er kann wohl das, was er erfaßt, auf die Perspektiven seiner jeweiligen Verhandlungspartner dezentrieren und dem so einen aktuellen Sinn geben. Aber er gelangt zunächst nur zu verschiedenen Versionen dessen, was er wahrgenommen hat, zu solchen, die womöglich einander widersprechen. In diesem Stadium dominiert die Teilnehmerperspektive. Uns scheint, daß in der späteren Phase die Beobachterposition, die Distanz des Forschers, einen größeren Raum einnehmen kann. Zugleich kann der Forscher (Wissenschaftsforscher) seine Position als „Professioneller Fremder“ (Agar 1980) nutzen, um Einblick in die Routine und Selbstverständlichkeiten, die dem Wissenschaftler im Feld als fraglos und gesichert erscheinen, zu erhalten. So ging S. Traweek, die anthropologische Untersuchungen bei amerikanischen Hochenergiephysikern durchführen wollte, auf Anraten von G. Bateson erst nach Japan, um Verfremdung und Distanz zum amerikanischen Wissenschaftsbetrieb zu entwickeln (Traweek 1988, 12).

IV. Beobachtung als Interpretation

Beobachtung ist schon Interpretationsarbeit! Mit der Dezentrierung der Beobachtungsergebnisse auf die Selbstbeschreibungen der Beobachtungskultur werden „Verhandlungen“ des Soziologen mit den Beobachteten möglich. Überhaupt erklärt „Dezentrierung“, wie es zu Beziehungen zwischen Individuen mit unterschiedlichen Bezugssystemen, „Zentrierungen“, kommen kann. Unterschiedliche Zentrierungen beschwören Kommunikationskonflikte herauf, die über die Koordinierung der Zentrierungen gelöst werden, was Dezentrierung erfordert (vgl. Doise 1978, 344). Dieser Schritt ermöglicht eine Reformulierung der Ausgangskonzepte, die „Rezentrierung“ (vgl. Raeithel 1983), so daß sich auch

die Bedeutungen der Fakten bzw. der Befunde verändern. Der Beobachter weiß nun etwas Neues und Interessantes für seine Fachgemeinschaft zu berichten, wobei er das wiederum im Lichte der in seiner Fachöffentlichkeit beredeten Kategorien und Konzepte präsentieren muß. So können die Informationen von seiner community auch verstanden werden. Erst dann kann u. E. auch gesagt werden, daß er selber – als Soziologe – das Beobachtete verstanden hat. Nur so – in der Auflösung der Zentrierung, der vorgefaßten Theorie, und in der Rezentrierung, der Wiedergewinnung eines nun auch die Selbstbeschreibungen der Beobachtungskultur behandelnden und zugleich hinterfragenden Konzeptes – sehen wir den Weg, auf dem das Problem, ob Forschung im Verständnis der Forscher oder im Verständnis eines „Geometers“ des Wissenschaftsprozesses beschrieben werden soll, bewältigt wird. Die Art, wie Wissenschaftssoziologen eine Entdeckungsgeschichte erzählen, ist nicht deckungsgleich damit, wie sie unter den am Entdeckungsprozeß Beteiligten erzählt wird. Sie kann nur im Rahmen eines objektivistischen Denkschemas, das eine Reflexion der Realitätsannahmen ausblendet, als Verzerrung der „Wirklichkeit“ denunziert werden. Eine „reine“ Beschreibung von Handlungssituationen in Forschungsprozessen läßt sich nicht erreichen (vgl. Woolgar 1981), so daß eine „reine“ Beobachtung von Forschungsvorgängen auch nicht sinnvoll als Vorbedingung ihres „Verstehens“ gefordert werden kann. Das Verständnis der wissenschaftlichen Praxis ist selbst wissenschaftstheoretisch vermittelt (vgl. Mittelstraß 1974, 114).

Interpretation, die in jedem sozialen Verhältnis wirkt, verstehen wir als Prozeß der Herstellung von Kohärenz verschiedener Konzepte, die sich darin bewähren muß, daß verschiedene Realitäten bei Interaktionsprozessen konvergieren und so ein gemeinsamer Kontext für die Partner als Voraussetzung für deren weitere Interaktion geschaffen wird. Interpretationen gründen sich nicht auf „Rohdaten“ als „externe“ Wissensquelle. Der Beobachter trennt nicht den Augenblick der Beobachtung von dem der Interpretation, „so wenig wie man die von einem Gesprächspartner ausgesandten Zeichen zuerst aufnimmt und dann zu verstehen sucht: er spricht, und

die sinnlich wahrnehmbare Sendung bringt ihre Bedeutung gleich mit“, wie Levi-Strauss ausführt (1973, 257).

Die Dezentrierung auf Realitätskonzepte, die im Forschungsprozeß erzeugt werden, führt den Soziologen nicht auf die Ebene des analytischen bzw. objektivistischen Wissenschaftsverständnisses, das Forscher über ihre Tätigkeit verbreiten. Auf objektivistische Distanz zu ihren Resultaten gehen Forscher ja erst dann, wenn sie diese in den Fachöffentlichkeiten vertreten, während dieses Verständnis im Forschungsprozeß selbst bzw. im unmittelbaren Forscherverkehr gerade nicht kultiviert wird. Latour & Woolgar führen Belege dafür an, daß Forscher im Prozeß der Faktenkonstruktion Relativisten und sich der Möglichkeit bewußt seien, daß sie eine Realität konstruierten. Doch würden sie sich in harte Realisten verwandeln, sobald sie ihre Vorstellungen publik machten (Latour & Woolgar 1980, 13; vgl. Callon & Latour 1992, 6 ff.; Knorr-Cetina 1984, 70 f.). Das heißt, wenn der Soziologe Mikroprozesse der Wissenschaft untersucht, unterläuft er auch die Darstellungsebene, die in der analytischen Wissenschaftstheorie kultiviert wird. Das Realitätskonzept der Forscher im Prozeß der Faktenproduktion ist eher konstruktivistisch und relativistisch, welches sich mit der Sichtweise der interpretativen Wissenschaftssoziologie deckt. Sie wandeln Art und Inhalt ihrer Sätze, je nachdem, ob sie es mit Außenstehenden oder „insiders“ zu tun haben (vgl. Gilbert & Mulkay 1984, 117 ff.). Die Frage, was denn nun die „eigentliche“ Forschungsrealität sei bzw. ob das „forschungsintern ausgehandelte“ oder das „nach außen“ gewendete Realitätskonzept wirklichkeits„getreuer“ sei, ist falsch gestellt. Unser Wirklichkeitskonzept steht in einem Zusammenhang damit, wie die Kooperations- und Kommunikationsprozesse strukturiert sind, an denen wir teilhaben.

V. Rollenübernahme und -Zuweisung in der Interaktion von Beobachter und Beobachteten

Wie Prozesse wechselseitiger Beeinflussung zwischen Beobachteten und Beobachter reguliert werden, wovon schließlich Beobachtungsinhalte und deren Interpretationen ab-

hängen, läßt sich u. E. über Vorgänge der Rollenübernahme und -zuschreibung verständlich machen. „Bei seiner Tätigkeit übernimmt der Beobachter die eine oder andere Rolle“ (Zander 1967, 129; vgl. Flick 1991, 154 ff.; Legewie 1992, 191 ff.; Mitchell 1993, 14 ff.). Ihm werden aber zugleich auf dem Untersuchungsfeld Rollen zugewiesen. Die untersuchte Gruppe präsentiert sich ihm dann in einer Weise, die der ihm zugedachten Rolle gemäß ist, welche durchschaut werden muß, um Einsichten in Vorgänge zu erlangen, die womöglich Trägern dieser Rolle vorenthalten werden. Gewinn an Akzeptanz des Beobachters seitens der Gruppe kann bedeuten, daß er im weiteren erfolgreich um andere Rollen werben konnte als die ihm anfangs zugewiesene. So könnte er vielleicht von der Rolle eines verdeckt arbeitenden Kontrolleurs des übergeordneten Managements, für den er womöglich im Extremfall gehalten worden war, zur Rolle eines am Gruppenleben ernsthaft interessierten Gastes mit legitimen soziologischen Fragestellungen wechseln. Eine Rolle, „die er innerhalb des zu untersuchenden sozialen Systems glaubwürdig übernehmen kann“, und zwar durch Angleichung seiner wissenschaftlichen Handlungen und Ziele an bestehende „natürliche“ Situationsstrukturen, wie sich das Kreuzt vorstellt (1972, 68 ff.), halten wir dabei weder für erreichbar noch für wünschenswert, wenn dies bedeuten sollte, sich in die Rolle von Akteuren hineinzubegeben, weil dies letztlich darauf hinausläufe, auf das soziologische Untersuchungsanliegen zu verzichten. Der Fortgang des Beobachtungsprozesses bedeutet auch keine fortschreitende Eliminierung von Rollenzuweisungen auf Rollenfreiheit hin. Die Beobachtungsdaten „entstehen“ immer nur in einer je spezifischen (rollengemäßen) Interaktion von Beobachter und Beobachteten und bleiben selektiv, nur daß bei Rollenwechsel die Selektionskriterien wechseln. So wie Wissenschaftler mit dem Wechsel von Adressatenkreisen das verändern, was sie mitteilen, variieren sie auch die Mitteilungen in Abhängigkeit vom Wechsel der Rollen, die sie ihren Beobachtern zuschreiben. So kommt der Untersucher auch zu ganz verschiedenen Beschreibungen, von denen nicht entscheidbar ist, welcher mehr Gültigkeit zukommt.

Bei der Rollenzuweisung fällt das Hintergrundwissen der Beobachteten über die Funk-

tion eines Sozialwissenschaftlers ins Gewicht. Hier gehe es dem Soziologen in unserer Gesellschaft, so Bahrtdt, „etwas besser als einem Ethnologen in früheren Zeiten. Dieser traf mit Eingeborenen zusammen, die sich unter einem ‚weißen Mann‘ nur entweder einen Missionar oder einen Kolonialbeamten vorstellen konnten.“ Und er berichtet von einem Fall, daß eine Ethnologin von den Mitgliedern eines Stammes für eine reinkarnierte Stammutter gehalten worden sei, die sich habe vergewissern wollen, ob alle Gesetze und rituellen Regeln genau eingehalten würden (Bahrtdt 1989, 34).⁸

Der Untersucher kann vom Beobachtungsfeld zunächst nichts weiter als eine Dokumentation der Art und Weise mitteilen, wie die Untersuchten mit ihm als Beobachter umgehen. Devereux folgend, dürfen wir aber diese Wechselwirkungen nicht als „Störungen“ bei der Gewinnung „objektiver“ Informationen auffassen. Vielmehr mobilisierten sie „bestimmte stillschweigende Voraussetzungen und latente Möglichkeiten und Implikationen“ im Beobachtungsfeld (Devereux 1974, 807).⁹ Sie seien damit eine wichtige Quelle verhaltenswissenschaftlicher und ethnologischer Erkenntnis.

VI. Beobachtung und reflexive Koorientierung

Im folgenden gehen wir kurz auf zwei Fallstudien ein, die sich durch den Versuch auszeichnen, die skizzierten Mechanismen im Beobachtungsprozeß zu berücksichtigen (A. Schulze war an diesen Untersuchungen beteiligt). Im ersten Fall handelt es sich um eine Studie auf dem Gebiet der optoelektronischen Forschung (Schulze & Kahlow 1993). Hier sollten Beschreibungsmöglichkeiten durch den Einsatz mehrerer Beobachter erweitert werden, Beobachter mit verschiedener disziplinärer Herkunft, mit deren Einsatz nicht primär ein arbeitsteiliges Vorgehen ins Auge gefaßt wurde, bei dem der eine Untersucher diese, der andere jene Personen beobachtet oder bei dem beide einfach die Gesamtlast der Beobachtung untereinander aufteilen. Vielmehr ging es vor allem um die Realisation mehrerer Beschreibungsmöglichkeiten. Es konnte ja erwartet werden, daß sich den Untersu-

chern gegenüber die Beobachteten auch unterschiedlich verhalten würden, weil ihnen verschiedene Rollen zugewiesen würden. Die Untersucherin war ihnen als Sozialpsychologin (Untersucherin I), der zweite Untersucher als ausgebildeter Technikwissenschaftler vorgestellt worden (Untersucher II). Es ist einseitig, daß man dem naturwissenschaftlich ausgebildeten Beobachter eher als der Sozialpsychologin zutraute, sich ein inhaltliches Verständnis der Forschungsrichtung zu erarbeiten, was ihm auch in ausreichendem Maße gelang. Ein tieferes Eindringen in die Fachproblematik der Wissenschaftler geht meist auch mit einer Abnahme der Distanz und einem Aufbau von Identifikationen einher. I wurde eher die Rolle einer Fachfrau für Fragen des sozialen Klimas in Arbeitsgruppen zugeschrieben. Die Erwartung, daß I und II nun das Beobachtete unterschiedlich beschreiben würden, hatte sich in einigen Punkten erfüllt. Die differenten Interpretationen der untersuchten Vorgänge durch die Beobachter waren nicht allein ihren disziplinären Sichtweisen zuzuschreiben. Die Differenz muß überdies darauf zurückgeführt werden, daß I und II tatsächlich auch Verschiedenes wahrgenommen hatten, weil ihnen – gemäß den ihnen zugewiesenen unterschiedlichen Rollen – auch verschiedene Deutungen der Forschungssituationen angeboten worden waren.

Interessant ist, daß II die zu untersuchenden Gruppenprozesse vor allem in Abhängigkeit von spezifischen technologischen Bedingungen der Forschungsarbeiten sowie von den verwickelten Bezügen der Gruppen zur Industrie als dem potentiellen Nutzer der Forschungsergebnisse zu interpretieren suchte¹⁰, während I die Entwicklung der sozialen Gruppenstrukturen vorzugsweise im Lichte der „impliziten“ Sozialpsychologie bzw. des Führungsstils des Leiters und dessen (defizitärer) Personalentwicklungsstrategie deutete. I gegenüber wurde vor allem das Gefüge der interpersonellen Beziehungen offengelegt, während II gegenüber der laufende Forschungsprozeß im Zusammenhang mit den gegebenen stofflichen, experimentiertechnischen Bedingungen und im Umfeld industrieller Unternehmen (der potentiellen Anwender) dargestellt wurde.

Im folgenden soll nun der Interpretationsprozeß an einem Beispiel vorgeführt werden.

In der beobachteten optoelektronischen Forschungsgruppe stießen die Untersucher darauf, daß neue Konzepte, die von Auffassungen des Leiters abwichen, unterdrückt wurden. Der Leiter vertrat dazu die Meinung: „Der Leiter muß einschätzen, welchen Wissenschaftlern er Zeit gibt, eigene Konzepte zu diskutieren und zu bearbeiten. Ich schätze ein, daß es die Konzepte dieser Wissenschaftler nicht wert sind, weiterentwickelt zu werden. Wir haben ein hartes Arbeitspensum, da kann ich mir nicht erlauben, daß einige Mitarbeiter ihren Ideen nachgehen. Sie müssen aber auch die [unbefriedigenden] Leistungen der Mitarbeiter sehen!“

Nach Meinung von I zeigte die Gruppe einige Eigenheiten, die ihr dysfunktional bzw. der Innovativität einer Forschungsgruppe abträglich zu sein schienen. Alternative Konzepte konnten nicht ausprobiert werden. Die Mitarbeiter fühlten sich nur einseitig gefordert und setzten die Mitarbeit nur fort, weil sie das Forschungsprogramm für erfolgreich hielten und sich fachlich mit dem Leiter identifizierten. I vertrat den Standpunkt, daß der Leiter es engagierten Wissenschaftlern ermöglichen sollte, ihre Konzepte zu diskutieren und Bedingungen zu ihrer Bearbeitung mit der Gruppe auszuhandeln. II hielt hingegen das Verhalten des Leiters für gerechtfertigt. „Er hat Erfolg. Unter den in der DDR und im Institut herrschenden Bedingungen kann er sich gar nicht anders verhalten, wenn er Erfolg haben will.“

Unterschiedlich gedeutet wurde auch der Umstand, daß es sich um eine verhältnismäßig große Gruppe (30 Mitarbeiter) ohne Untergruppengliederung handelte. Teilgruppen sollte es nach Meinung des Leiters auch nicht geben: „Die Gruppe fließt mir auseinander. Sie könnte sich in eine andere Richtung bewegen. Wir haben aber keine Zeit zu verlieren und brauchen eine hohe Integrationskraft der Gruppe.“ Mit der Behinderung von Konzeptbildungsvorgängen, die ja zu vom Leiter nicht kontrollierbaren Referenzgruppen hätten führen können, stabilisierte er auch die Gruppenstrukturen in ihrer gegebenen Verfassung. Indem er auf Abgeschlossenheit der Gruppe hinwirkte, wurden auch konsequenterweise die Opponenten abgewertet. Die Situation stellte sich I in dieser Charakteristik als etwas dar, das Chancen für wissenschaft-

liche Neuerungen und Entdeckungen einschränkte, wofür ja eine direkte Kooperation von Forschern, die sich mit neuen Ideen tragen, und eine gewisse Autonomie des Forscherkreises großes Gewicht hat.

Die Interpretation von I ergibt sich aus dem Konzept der dynamischen Selbstorganisation von Gruppen: Die Gruppe befindet sich in der Phase zwischen der Stabilisierung und Öffnung. Es wurden Bedingungen für die Entfaltung einer stabilen Programmphase geschaffen. In der erfolgreichen Zeit hat die Gruppe eine starke Identität entwickelt. Sie war im Institut und in der internationalen community anerkannt. Dieses Selbstbewußtsein drückte sich auch in den Beziehungen der Mitarbeiter zueinander aus. Gleichzeitig sind auch Tendenzen der Gruppenöffnung zu beobachten, die der Leiter mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln einschränken will. Es ist eine heterarchische Struktur vorhanden. Die Untergruppen haben bereits die Tendenz, sich zu verselbständigen (z. B. „Farbhersteller“, die Schichthersteller, die Iso-Hersteller usw.), die ihre eigenen Leiter favorisieren. Der Themenleiter versucht die Verselbständigung zu verhindern, indem er einerseits die Untergruppenbildung nicht sanktioniert und andererseits Konzeptbildungsvorgänge im frühen Stadium verhindert. Am Gruppenrand werden immer wieder neue Konzepte entwickelt, die international gesehen auch andere Referenzgruppen haben als der Leiter.

Die Wissenschaftler, die neue Konzepte entwickeln, weisen in ihrem alternativen Verhalten nicht genügend Stabilität und Konsistenz auf. Koalitionsbildungen mit anderen Kollegen werden vom Leiter sehr schnell verhindert. Er unterdrückt also eine Gruppenöffnung. Es setzen Tendenzen zum Systemabschluß ein, die mit einer Abwertung der Opponenten verbunden sind.

II, der sich mehr von einer techniksoziologischen bzw. organisationstheoretischen Perspektive leiten läßt, betrachtete hingegen den Leiter als Integrationsfigur. Für ihn würde die Gruppe durch Untergruppenbildung nur geschwächt werden. Daß es kaum Freiräume dafür gab, Alternativkonzepten nachzugehen, führte er auf die verhältnismäßig starre Arbeitsteilung wie auf die weit über dem internationalen Niveau liegende Personalstärke der

in eine „technologische Kette“ eingegliederten Gruppe zurück, deren Mitglieder auch für Zusatzaufgaben eingespannt werden mußten, wodurch Zeit für die eigentliche Forschungstätigkeit verloren ging. Zu dieser Situation war es nach seiner Auslegung im Ergebnis von Anstrengungen zur Kompensation des allzeit spürbaren Mangels an forschungstechnologischen Voraussetzungen gekommen. Versuchs-technische Probleme, Belastungen durch wissenschaftsunspezifische Hilfsarbeiten, die komplizierte Zusammenarbeit mit auf die Realisation von Basisinnovationen kaum eingerichteten Industrieunternehmen und überdies die erzwungene Übernahme von außerhalb des Programms liegenden Industrieforschungsaufgaben nötigten zur Bildung einer besonders großen Gruppe mit technologieorientierter Arbeitsteilung. Es waren mehr Mitarbeiter nötig, um unter ungünstigen technologischen Bedingungen dennoch erfolgreich arbeiten zu können. So hatte sich der Interpretation von II gemäß unter den gegebenen Bedingungen eine dem Forschungsziel angemessene Struktur herausgebildet, wenn auch verbunden mit Einschränkungen der Innovativität für viele Mitarbeiter.

Beide Beobachter rangen sich dann nach Abwägung ihrer je spezifischen Eindrücke zu einer gemeinsamen Auffassung durch, die wohl der des Leiters nahekam, aber sich doch in einer Hinsicht nicht mit ihr deckte: Seine Auffassung betrachteten sie nur im Hinblick auf die seinerzeit gerade laufende „Stressphase“ des Forschungsprozesses und gewisse DDR-spezifische Bedingungen (beispielsweise die Ressourcenknappheit) als gerechtfertigt. I und II verständigten sich also darauf, daß zur damaligen Zeit eine Untergruppenbildung und Freiräume für Diskussion und Bearbeitung von außerhalb des Forschungsprogramms entstandenen neuen Konzepten auf eine Schwächung des Arbeitspotentials für die vorgesehenen Aufgaben hinausgelaufen wäre. Immerhin war es ja auch der Gruppe in der gegebenen Struktur und mit der strikten Orientierung auf das Programm gelungen, international beachtete Erfolge zu erringen. Nach Ablauf dieser „Stressphase“ ist jedoch eine Diskussion und Veränderung dieser Bedingungen im Sinne von I notwendig.

Nun zu der zweiten Fallstudie! In einer molekularbiologischen (interdisziplinär zu-

sammengesetzten) Forschungsgruppe untersuchten zwei Beobachter (I: eine Sozialpsychologin, II: ein Biochemiker) die Einstellung der Gruppenangehörigen zu zwei miteinander konkurrierenden Hypothesen, die von Physikern aufgestellt worden waren. In der Untersuchung wurden sie auch mit einer schriftlichen Befragung konfrontiert, in die die beiden Hypothesen eingearbeitet worden waren. Auf eine der Fragen reagierten drei Biologen mit starker emotionaler Erregung: „Das ist doch eine Frechheit!“ „Wie konnten Sie nur diesem Mann [dem Träger einer der Hypothesen] auf den Leim gehen!“ „Verlassen Sie sofort mein Zimmer, ich kann das nicht mehr sehen!“ Hingegen reagierten die anderen (13) Wissenschaftler deutlich gelassener. Da sich die Beobachter als neutrale Untersucher vorgestellt hatten, die keine der beiden Hypothesen bevorzugten, kamen für sie die Reaktionen sehr überraschend. Erst nachdem sie sich über ihre Verwunderung offen geäußert hatten, ließen sich die Hintergründe jener Haltung in Erfahrung bringen: In den Fragebogen war in die Argumentation für jene Hypothese, die die Biologen verärgert hatte, versehentlich ein falscher physikalischer Meßwert hineingelangt, ein Wert, der, wenn er korrekt gewesen wäre, die Hypothese besonders unterstützt hätte. Die Biologen wähten nun, er sei von jener Person lanciert worden, von der die Hypothese entwickelt worden war. Und den Beobachtern wurde sogleich die Rolle von Proponenten dieses Wissenschaftlers zugeschrieben. Erst nach Beseitigung dieses Mißverständnisses waren sie gewillt, auf die von den Beobachtern gestellten Fragen differenziert zu antworten.

Den Beobachtern wurden im Verlaufe der Untersuchung unterschiedliche Rollen zugeschrieben: I die Rolle der Psychologin, die das „Subjektive“ erforscht, weswegen einige der Wissenschaftler meinten, daß für sie die sich in ihrer Gruppe abspielenden Prozesse wie beispielsweise die Prüfung von Hypothesen (I interessierte sich unter anderem dafür, inwiefern der soziale Status der Forscher die Auseinandersetzungen um die Hypothesen beeinflusst) gar kein für dessen Disziplin geeignetes Untersuchungsobjekt hergeben würden, weil ja Forschung – wir geben die Meinungen hier nur sinngemäß wieder – gleichsam ein System objektivierter Tätigkeiten sei,

die nach vorgegebenen Regeln durchgeführt würden. Ein junger Wissenschaftler vertrat in einem Gespräch den Standpunkt, daß es ihn überhaupt nicht interessiere, was die anderen von diesem oder jenem Konzept hielten; „mich interessieren nur Experimente, die für das eine oder andere Modell sprechen. In unserer Ausbildung ist uns eingehämmert worden, daß nur der wissenschaftliche Beweis zählt. Subjektivität, Empfinden, persönliche Meinungen sind soweit wie möglich auszuschalten, und nun fordern Sie [die Psychologin], daß wir uns über diese Disziplin hinwegsetzen.“ In der Diskussion, die I mit den Gruppenmitgliedern über die von ihnen ausgetragenen wissenschaftlichen Kontroversen führte, stellte sie die Frage, welche alternativen Hypothesen für wahrscheinlich gehalten würden. Es kam häufig die Antwort: „Ich lasse mich nicht auf Wahrscheinlichkeitsaussagen ein, für mich zählt nur der wissenschaftliche Beweis.“ Bemerkenswert war, daß sich dieselben Wissenschaftler, wenn sie untereinander über diese Hypothesen diskutierten, eine dazu gegensätzliche Position bezogen und spontan äußerten: „Ich halte die Wahrscheinlichkeit für hoch, daß das Modell vom Kollegen X bewiesen werden kann.“ Die Einstellung kam nur im spontanen Gespräch zum Vorschein, in dessen Verlauf die Anwesenheit des Beobachters gewissermaßen vergessen wurde.

In einer späteren Untersuchungsphase bekam die Beobachterin von den Teilnehmern mehr die Rolle einer Expertin für angemessenes „Sozialverhalten“ zugewiesen: Die Wissenschaftler hegten die Erwartung, daß sie in der Lage sei, Verhaltensregeln über die Verbesserung ihrer Arbeitsatmosphäre zu nennen. Sie verwandelte dieses Anliegen in die Aufgabenstellung, gleichsam Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten, das heißt, die Wissenschaftler zu motivieren und zu befähigen, in ihrer Gruppe über die Verbesserung der Arbeitsatmosphäre zu „reflektieren“. Zu diesem Zweck wurde von den Gruppenangehörigen nach Maßgabe einiger von der Psychologin eingeführter Vorgaben eine Modellsituation gestaltet, die die Beziehungen zwischen dem Leiter und der Gruppe verdeutlichen sollte. Die Teilnehmer schienen den Beobachter während des Spiels völlig vergessen zu haben. In der anschließenden Gruppendiskussion mit Video-Feedback beurteilten die Teilnehmer die Modellsitua-

tion als charakteristisch für ihre Arbeitssituation, und sie ermöglichte es ihnen, über ihre Beziehungen untereinander zu reflektieren. Ohne die Untersucher einzubeziehen, wurden dabei der Führungsstil des Leiters als autoritär und das Verhalten der Gruppe als passiv erkannt.

Bei II handelte es sich um jemanden, der als Biochemiker ausgebildet worden war, aber als Wissenschaftsforscher arbeitete. Er wie auch I mußten sich zu Beginn ihrer Untersuchung einer Mutprobe unterziehen, wovon anscheinend ihre Akzeptanz abhängig gemacht werden sollte. Ein Biologe sagte: „Da werden wir ja tüchtige Hilfe erhalten. Sie können ja die Versuchskaninchen halten, wenn sie geschlachtet werden.“ II erlaubte und mußte sich setzen, während I, die Psychologin, kundtat, daß dies ohne weiteres möglich sei. Das verschaffte ihr im Vergleich zu II zunächst eine höhere Anerkennung und somit auch einen besseren Zugang zum Gruppengeschehen. Bei der Interpretation dieser Episode ist die Wahrnehmung der Frauen- und Männerrolle durch den Wissenschaftler nicht zu unterschätzen. Die Untersucherin I wird als Frau sensibler behandelt als II, dem die „starke Männerrolle“ zugedacht wird, beim Kaninchenschlachten helfen zu können. Doch nach einigen Monaten kehrte sich das Verhältnis um. II konnte sich rasch in die Fachproblematik des Bereiches einarbeiten und wurde dann sogar als Berater bei der Interpretation von neuen experimentellen Ergebnissen herangezogen. Im weiteren kam es dazu, daß er eine der zur Diskussion stehenden Hypothesen favorisierte und sich engagiert für jenen Wissenschaftler einsetzte, der sie entwickelt hatte. Und er wandte sich in Gesprächen mit I auch direkt gegen dessen Opponenten: „Herr X ist doch viel überzeugender aufgetreten als Herr Y. Die experimentellen Ergebnisse von Y stimmen einfach nicht. Der tritt doch unfair auf.“ I konnte diesen Eindruck nicht teilen. Der Versuch beider Beobachter gegen Ende des Untersuchungszeitraums, zu einer gemeinsamen Interpretation der Gruppenprozesse zu gelangen, die auch eine Analyse der verbalen wie auch nonverbalen Kommunikation in der Auseinandersetzung um die Hypothesen einschloß, war natürlich dadurch belastet. II räumte selbstkritisch ein, zu tief in den Forschungsprozeß eingedrungen zu sein und

den Standort eines Beobachters über längere Zeit verloren zu haben. Sein Beitrag, den er als Biochemiker geleistet hatte, mußte zu Lasten des von ihm erwarteten wissenschaftssoziologischen Beitrages gehen. Hinzugefügt werden muß aber, daß die Insider-Rolle und das Vertrauen, das er in der Gruppe genoß, I den Weg ebnete, um mit den Forschern auch über dem Untersuchungsanliegen gemäß Themen zu reden, so über den Führungsstil des Leiters und das soziale Klima im Bereich.

Die geschilderten Vorgänge stellen sich uns nicht so dar, als ob es den Beobachtern gleichsam um die Aufdeckung „objektiver Wahrheiten“ resp. der Zurückdrängung subjektiver Unzulänglichkeiten im Wahrnehmungsprozeß bei der Beurteilung des Geschehens gegangen wäre. Es wurde eine Interpretationsarbeit nach Maßgabe reflexiver Koordination versucht, eine Arbeit, in die auch die Interpretationen der Beobachteten einbezogen werden sollten.¹¹ Siegrist (1970) will mit dem Konzept der reflexiven Koordination dem traditionellen Consens-Konzept entgegenreten, das herangezogen wird, um die Übereinstimmungen von Meinungen zu bestimmten Auffassungen zu ermitteln. Mit dem consens-theoretischen Ansatz wird unterstellt, daß das Beurteilungsobjekt als solches schon die Bedeutung festlegte, die von unvoreingenommenen und kompetenten Personen gleichermaßen anerkannt werden müßte,¹² bzw. es wird verkannt, daß sich mit der Interaktion der daran Beteiligten der Beurteilungskontext verändert, was wiederum heißt, daß sich die Bedeutungen des zu Beurteilenden in der Interaktion entwickeln. Reflexive Koordination soll erhellen, wie es möglich ist, daß eine Tatsache x in einer handlungsrelevanten Situation die gleiche Bedeutung für die Personen A und B gewinnt: Durch wechselseitige Antizipationsleistungen wird der Wert der Interpretationen im Hinblick auf eine einheitliche Interpretation eingeschätzt. Erst wenn sich aus diesem Vergleichsprozeß bei verschiedenen Partnern das Urteil ergibt, daß sich ihre Ideen und Auffassungen ergänzen, ist Koordination der Auffassungen zu einem gemeinsamen Verständnis möglich. Hierbei geht es nicht um den Austausch von standardisiertem, schon begründetem Wissen, sondern um die Entwicklung von Erklärungen. Kommunikation funktioniert nur, wenn sich die Partner

reflexiv orientieren. Die Verhaltensintentionen des anderen sollen dadurch erfaßt werden, daß man die mögliche eigene Rolle bei dieser Interaktion aus der Perspektive des anderen reflektiert, also zwischen Teilnehmer- und Beobachterperspektive wechselt, wodurch Möglichkeiten für eine kritische Selbstbeobachtung erschlossen werden. Dabei müssen folgende Ebenen unterschieden werden:

Direkte Perspektive: Bei unserem ersten Beispiel interpretierte A (Untersucherin I) die Position des Laborleiters auf der Grundlage eines Selbstorganisationskonzeptes von Gruppen und B (Untersucher II) vor einem techniksociologischen und organisationstheoretischen Hintergrund.

Metaperspektive: Jeder Untersucher versucht des anderen Perspektive zu verstehen.

Meta-Meta-Perspektive: Beide Untersucher verstanden die Interpretationsarbeit so, daß herausgefunden werden sollte, wo sie in ihren Erklärungen nicht übereinstimmten, um dann die Diskrepanzen zu problematisieren und zu einer Synthese zu finden. In der Vermittlung dieser Perspektiven wurde der Weg gesehen, der zu einer Objektivierung der Untersuchungsergebnisse führte. Sich selbst zum Objekt der Beobachtung und die eigenen Wahrnehmungen zum Gegenstand analytischen Nachdenkens machen, heißt, sich selber beobachten lassen (vgl. Krüger 1990).

Im ersten Fallbeispiel wird bei der Interpretation der Untersucher die Perspektive des Leiters in ihrer Angemessenheit relativiert (zeitlich begrenzt und in Beziehung zu gewissen spezifischen Rahmenbedingungen der Forschungsarbeit gesetzt). Hier sei noch angemerkt, daß die Untersucherin in jüngerer Zeit eine Vergleichsuntersuchung durchgeführt hat, und zwar in einem optoelektronischen Institut in den USA (Portland/Oregon). Bei dieser Untersuchung wurde sie auf ähnliche Erscheinungen aufmerksam wie im DDR-Institut, auf einen autoritären Führungsstil des Leiters, der der Bildung autonomer Teilgruppen entgegenwirkte. Aber die Einrichtung konnte unter unvergleichlich günstigeren Voraussetzungen als seinerzeit die DDR-Gruppe wirken, was die experimentiertechnische Ausstattung und die Beziehungen zu den potentiellen Nutzern ihrer Ergebnisse betrifft.

Nun zum zweiten Fallbeispiel! Weil den Mitgliedern der beobachteten Gruppe II als ausgebildeter Biochemiker vorgestellt worden war, wurde II zwangsläufig auch die Rolle eines Fachkollegen zugeschrieben, und er erhielt Einblick in die Forschungspraxis der Gruppe. Dieser Rolle entsprach er dann im weiteren mit großem Erfolg, die aber auch Schwierigkeiten in der Interpretationsarbeit mit sich bringen mußte. In sie konnte II im wesentlichen nur Insider-Wissen einbringen, womit sich aber seine Beobachtungen nicht als wissenschaftssoziologisch relevant ausweisen ließen.

Schluß

Was am Ende unseres Aufsatzes wenigstens berührt werden soll, ist die Frage – sie wird durch das Konzept reflexiver Koorientierung nahegelegt –, ob sich nicht der Mechanismus der Rollenzuschreibung zwischen Beobachtern und Beobachteten kommunikativ durchbrechen läßt, um die Perspektiven auf beiden Seiten zu erweitern, indem dieser Mechanismus selbst zur Sprache gebracht bzw. indem erkundet wird, wie man in der Gruppe „gesehen“ und warum man so „gesehen“ wird. Vor allem die erste Fallstudie enthält Elemente eines solchen Vorgehens: Mit dem Leiter wurden in diesem Sinne Diskussionen geführt, in denen ihm immerhin die Ernsthaftigkeit der Auffassungen insbesondere der Sozialpsychologin zu kreativitäts- und innovationsfördernden Personalentwicklungsstrategien des Managements und zur Förderung autonomer Teilgruppen nahegebracht werden konnte. Einige Zeit nach Beendigung der Untersuchung wurden dann auch Veränderungen vorgenommen, die dem Verständnis von I entsprachen.

Die beiden Fallstudien wurden für die Erörterung unseres Themas herangezogen, um an der Interpretationsarbeit zu verdeutlichen, daß die Mechanismen der Rollenzuweisung und –übernahme berücksichtigt werden müssen. Zwar wurden von den Beobachtern hierbei noch Lücken zugelassen, aber mit der Anlage ihrer ganzen Untersuchung wurden sie für uns auch erst erkennbar.

Anmerkungen

- 1 Nicht mit der Qualität eines Schülers, sondern mit der eines „bestallten Richters“ müsse die Vernunft an die Natur gehen, eines Richters, „der die Zeugen nötigt, auf die Frage zu antworten, die er ihnen vorlegt“ (Kant, Kritik der reinen Vernunft. Vorrede zur 2. Ausgabe, B XIII).
- 2 Vgl. Flick et al. 1991. Aber auch in den Naturwissenschaften haben sie Interesse geweckt. In der wissenschaftskritischen Literatur wird im Zusammenhang mit Erörterungen zu „ökologisch erweiterten“ Wissenschaften für ein größeres Gewicht dieser im Verhältnis zu quantitativen Methoden gestritten (vgl. von Gleich 1989, 128 ff.).
- 3 Mitunter werde, wie Lentz zu einigen ethnozoziologischen Studien kritisch anmerkt, die Teilnahme des Untersuchers an den beobachteten Prozessen lediglich als Vorleistung gesehen, die erbracht werden müsse, um dann die Untersuchung mit den üblichen Methoden normativer Sozialforschung nach Maßgabe überkommener Objektivitätsstandards betreiben zu können. Der Beobachter solle sich der Fremdkultur anpassen, sich in die fremde Gemeinschaft einordnen, um die kulturelle Distanz zu seiner eigenen Lebensform zu dieser Gemeinschaft zu reduzieren, und zwar im Interesse einer angeblich „unverzerrten“ Beobachtung (Lentz 1989, 124 ff.).
- 4 So meinen Oevermann et al. (1979, 352), daß die qualitativen Verfahren die fundamentalen Methoden seien. Quantitative Verfahren seien nichts anderes als forschungsökonomisch begründete Verkürzungen hermeneutischer Methoden.
- 5 Für den Szientometriker „the world exists sui generis; it can be sampled, measured, captured, and revealed according to ‚objective inquirers‘. Those inquirers ‚make estimates‘ and ‚test hypotheses‘ rather than ‚make knowledge claims‘ and ‚construct realities‘. Such differences in perspective and modus operandi constitute a formidable wedge that divides scientometrics from other arenas“ (Chubin & Revisto 1983, 57 f.).
- 6 „Die Konstruktion (d. h. Definition) der Situation tritt natürlich auch im Fall der interpretativen Verfahren ... auf. Der Unterschied zwischen beiden Varianten [dem genannten und dem ‚rekonstruktiven‘ Verfahren] ist minimal, das Insistieren auf ihm unterstreicht, daß auch die qualitativen Soziologen geneigt sind, dem illusionären ‚naturalistischen‘ Ideal der von Versuchsleitereinflüssen unverzerrten Protokollierung von Beobachtungen anzuhängen“, wie Fleck meint (1992, 754).
- 7 Gerdes & Wolffersdorf-Ehlert sprechen in diesem Zusammenhang von einer „systematisch organisierten Schizophrenie“ (1974, 26).
- 8 Dieser Mechanismus ist Bahrtd zufolge auch im Falle von Befragungen wirksam. Für Bahrtd kommt es wie bei allen Situationen auch im Interview zu gegenseitigen Rollenzuweisungen. Der Befragte „wird sich ... so ähnlich verhalten, wie bei einem Behördengang oder im Betriebsbüro oder auch bei einem unverbindlichen Gespräch in der Kneipe ...“ (Bahrtd 1989, 34).
- 9 Zum Beispiel bestünden die mit der „Fremden“-Rolle verknüpften Erkenntnismöglichkeiten zum einen darin, daß dem Fremden und Außenseiter nichts so selbstverständlich in der untersuchten Gruppe sei, wie den Mitgliedern dieser Gruppe. Zum anderen bestünden sie darin, daß sich der Außenseiter als Person anbiete, mit der die Untersuchten besondere Beziehungen aufnehmen könnten, zum Beispiel Beziehungen der Bündnispartnerschaft (Devereux 1974, 807).
- 10 Die Forschung war in der DDR überdies von wissenschaftspolitischen Entscheidungen im volkswirtschaftlichen Maßstab betroffen, die die Entwicklung hemmten: Geräte, Chemikalien und Forschungsmittel durften, um der Politik des „Störfreimachens“ willen und um Devisen einzusparen, nur DDR-Produkte sein. Diese Entscheidungen hatten für die untersuchten Forschungsbereiche schwerwiegende Folgen: Die Forscher mußten zulasten der eigentlichen Forschungsarbeit viel Zeit aufwenden, um selber Chemikalien und Mittel herzustellen. Überdies mußten sie Entwicklungsaufgaben für die Industrie übernehmen, die keinen Bezug zu Frontthemen ihres Gebietes hatten.
- 11 Dieses Konzept hatte sich bei der Betrachtung der Bewertungsprozesse von Forschungsprogrammen und -konzepten bewährt. Den Ergebnissen zufolge lassen sich Übereinstimmung oder Dissens von Kommunikationspartnern unter Einbeziehung der unterschiedlichen Reflexionsebenen verständlich machen. Entstehende neue Konzepte werden durch Dissens auf der Grundlage reflexiver Koordination signalisiert.
- 12 „Die auf der traditionellen Consensus-Definition beruhende Forschung ist durch diesen Mangel, überspitzt gesagt, geeignet, nichts anderes als die Reproduktion jener Täuschungen zu liefern, mittels derer die bestehende Gesellschaft sich am Leben erhält“ (Siegrist 1971, 7).

Literatur

- Agar, Michael H. (1980): The professional stranger. New York: Academic Press.
- Bahrtd, Hans Paul (1989): Standort und Zukunft der Soziologie. Soziale Welt 1/2, 29-43
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.: Fischer
- Bergmann, Jörg R. (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Soziale Welt, Sonderband 3: Entzauberte Wissenschaft. Hg. von W. Bonß & H. Hartmann. Göttingen: Otto Schwartz & Co.
- Bohr, Niels (1985): Atomphysik und menschliche Erkenntnis. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1930 bis 1961. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg
- Callon, Michel & Latour, Bruno (1992): Don't throw the baby out with the Bath school. In: Pickering, A. (ed.), Science as Practice and Culture, 1-16. Chicago/Ill.: University of Chicago Press
- Chubin, Daryl E. & Revisto, Sal (1983): The ‚Mooting‘ of Science Studies: Research Programmes and Sci-

- ence Policy. In: Knorr-Cetina, K. D. & Mulkay, M. (eds.), *Science Observed. Perspectives on the Social Study of Science*, 53-83. London etc.: SAGE
- Devereux, George (1974): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Doise, Wilhelm (1978): Soziale Interaktion und kognitive Entwicklung. In: Steiner, G. (Hg.), *Piaget und die Folgen, Psychologie des 20. Jahrhunderts*, Band VII, 331-347. Zürich: Kindler
- Elias, Norbert (1987): *Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Esser, Hartmut (1989): Verfällt die „soziologische Methode“? *Soziale Welt* 1/2, 57-76
- Fleck, Christian (1992): Vom „Neuanfang“ zur Disziplin? Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4, 747-765
- Flick, Uwe (1991): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: ders., E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel und St. Wolff (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*, 148-170. München: Psychologie Verlags Union
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987
- Gerdes, K. & von Wolffersdorf-Ehler, Christian (1974): *Drogenszene. Suche nach Gegenwart: Ergebnisse teilnehmender Beobachtung in der jugendlichen Drogensubkultur*. Stuttgart: Enke
- Gilbert, N. Nigel & Mulkay, Michael (1984): *Experiments Are the Key. Participants' Histories and Historians' Histories of Science*, *ISIS* 75, 105-125
- von Gleich, Arnim (1989): *Der wissenschaftliche Umgang mit der Natur. Über die Vielfalt harter und sanfter Naturwissenschaften*. Frankfurt/M.: Campus
- Heisenberg, Werner (1969): *Quantenmechanik und die Kantsche Philosophie*. In: *Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik*. München: Piper
- Kant, Immanuel (1979): *Kritik der reinen Vernunft. Vorrede zur 2. Ausgabe (1787)*. Leipzig: Ph. Reclam jun.
- Knorr-Cetina, Karin D. (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Kreutz, H. (1972): *Soziologie der empirischen Sozialforschung. Theoretische Analyse von Befragungstechniken und Ansätze zur Entwicklung neuer Verfahren*. Stuttgart: Enke
- Krüger, Hans-Peter (1990): *Kritik der kommunikativen Vernunft. Kommunikationsorientierte Wissenschaftsforschung im Streit mit Sohn-Rethel, Toulmin und Habermas*. Berlin: Akademie-Verlag
- Latour, Bruno und Woolgar, Steve (1980): *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills, London: SAGE
- Law, John & French, D. (1974): *Normative and interpretive sociologies of science*. *Sociological Review* 22, 581-595
- Legewie, Heiner (1992): *Feldforschung und teilnehmende Beobachtung*. In: Flick et al. (Hg.), a. a. O.
- Lentz, Carola (1989): *Feldforschung als Interaktionsprozeß. Erfahrungen in indianischen Dörfern in Ecuador*. *Sociologus, Zeitschrift für Ethnosoziologie und Ethnopsychologie* 2, 123-151
- Levi-Strauss, Claude (1973): *Das wilde Denken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Lüdtke, Karlheinz (1987): *Inwiefern ist Wissenschaftsentwicklung ein Prozeß des Wandels sozialer Strukturen wissenschaftlicher Gemeinschaften? Zu Thomas S. Kuhns Verständnis der Wissenschaftsentwicklung*. In: G. Kröber & H.-P. Krüger (Hg.), *Wissenschaft. Das Problem ihrer Entwicklung*, Bd. 1, 215-244. Berlin: Akademie-Verlag
- Mertens, Wolfgang (1975): *Sozialpsychologie des Experimentales: Das Experiment als soziale Interaktion*. Hamburg: Hoffmann & Campe
- Mitchel, Richard (1993): *Secrecy and fieldwork*. Newbury Park: Sage Publications.
- Mittelstraß, Jürgen (1974): *Die Möglichkeit von Wissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Oevermann, Ulrich, Allert, Tilman, Konau, Elisabeth & Krambeck, Jürgen (1979): *Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*. In: H.-G. Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, 352-434. Stuttgart: Metzler
- Raeithel, Arne (1983): *Arbeit und Praxis der Psychologen*. Frankfurt/M.: Campus
- Riedl, Rupert (1982): *Evolution und Erkenntnis. Antworten auf Fragen unserer Zeit*. München, Zürich: Piper
- Schulze, Annedore & Kahlow, Andreas (1993): *Innovationen in der Forschung aus sozialpsychologischer Sicht*. Frankfurt/M.: Lang
- Siegrist, Johannes (1970): *Das Consensus-Modell. Studien zur Interaktionstheorie und zur kognitiven Sozialisation*. Stuttgart: Enke
- Soeffner, Hans-Georg (1979): *Vorwort*. In: ders. (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler
- Weingarten, Elmar & Sack, Fritz (1976): *Ethnomethodologie. Die methodische Konstruktion der Realität*. In: dies. & Schenlein, J. (Hg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Wilson, Thomas P. (1982): *Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, 487-507
- Woolgar, Steve (1981): *Interests and Explanations in the Social Study of Science*. *Social Studies of Science* 11, 365-394
- Zander, Alvin (1967): *Systematische Beobachtung kleiner Gruppen*. In: König, R. (Hg.), *Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung*. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch